

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 42 (1938-1939)

Heft: 1

Artikel: Der Wetterwart : Roman. Teil 1-2

Autor: Heer, J.C.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XLII. Jahrgang

Zürich, 1. Oktober 1938

Heft 1

Wie schön sind nüd die stillne Stunde.

Zur Eröffnung vom neuen Jahrgang.

Wie schön sind nüd die stillne Stunde!
Räss Läubli rodt si und kän Tritt.
Wo neime na en Chummer lid,
Er häd sis rüebig Plätzli gfunde.

Und jetz uf eimal tönt e Musig,
Und glich kän Ton. Gidanke stönd
Im dunkle Winkel uf und gönd
A d'Sunn, vil hundert sind's, vil tufig.

I gschäue s' wie-n-en Zug vu Fee-e
Und tich ne uf de Zehe naa.
Wo s' halted, blib i mit ne stah,
Zmitz ime Tal mit Wald und See-e,

Mit Weide, Berge, Bäche, Flüsse.
Das tued, das ruschet durenand!
I gseh s' grad vunre wiße Wand
I grüni Matte=n=abeschüße.

Wo bin i ächt? I chönnt's nüd säge.
Im Himmel gar? Im Paredies?
Bim Glück uf Buech. Säb bin i gwüß.
Do chlopft's. Es rodt si uf der Stäge.

Wer isch? Mit Hammer und mit Zange
Stahd ruch de Werktig vor der Tür.
Wie=n=ime wilde, rote Für
Sind drin mi Träum scho underggange.

Ernst Eschmann.

Der Wetterwart*.

Roman von J. C. Heer.

1

Die feierliche Abendhelle steht über den Bergen. Als feuriges Rad sinkt die Sonne hinter fernen westlichen Spizzen. Eine mattsilberne Platte glänzt in der Ebene der See, langsam deckt ihn die Dämmerung mit blauen Schleiern zu. An seinen Ufern hat heute die beginnende Weinlese gejaucht. Lange habe ich durch mein

Glas dem krabbelnden Ameisenvölklein, den fröhlichen Scharen der Winzer und Winzerinnen zugeschen. Nun sind sie in ihre Hütten und Häuser gegangen. Da ein Tupfen, dort ein Tupfen glimmen die Lichter wie Johanniswürmchen auf, wo sie gesellig leuchten, ruhen die Dörfer, weit draufzen, wo der Lichtfleck breit ausgesprennen wallt, liegt am Ende des Sees St. Jakob, die große Stadt.

Jetzt läutet es über der einschlafenden Welt wohl Betzeit von den Türmen. In meine Einsamkeit herauf dringt kein Ton, kein Ton. Die

* Der vorliegende Roman „Der Wetterwart“ von unserem Schweizerdichter J. C. Heer erscheint mit freundlicher Genehmigung des Verlages J. C. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart.

Stille auf meinem Felsen ist groß und grenzenlos.

Ich bin der Wetterwart vom Feuerstein und bedarf des Lebens der Tiefe nicht. Gehörte ich zu den Armeseligen, die sich ohne Menschen langweilen, so wäre ich nicht zu Berg gestiegen. Von Menschenart und Menschenwesen aber habe ich mehr gesehen als andere, und in ihr Treiben verlangt mich nicht zurück. Die, denen ich diene, dürfen sicher sein, daß ihnen der Wetterwart nicht vom Feuerstein entläuft. An den Berg fesseln mich die übernommene Pflicht, die mir lieb ist, und der hinkende Fuß, den ich hasse.

Es sind nun sieben Jahre, daß ich mich mit dem noch nicht völlig geheilten Bein auf das Observatorium in die Verbannung schaffen ließ. Der Tag war nicht leicht und der Anfang meines Sonderlingelebens schwer. Aufbrüllen hätte ich manchmal mögen vor Weltheimweh, aufbrüllen wie ein Stier. Der Teufel versuchte mich. „Wirf dich hinab von deiner Spize,” flüsterte er, „und ich trage dich in die Weltstädte, in denen Licht, Leben und Liebe wundersam erwählen, ein Wort, und du wandelst an der Via Toledo im Zauber neapolitanischer Nächte, ein Wort, und um dich flirtet Paris, und du wirst dich in Kairo wieder in den Kreisen der Paschas und Beis ergehen und von Frauen umgeben sein, die dir huldigen. Adler! werden sie dir zulächeln, und für dein Lächeln werden sie schwach werden und einen Augenblick lang die Tugend vergessen.“

„Teufel, du lügst!“ schrie ich zitternd in Erinnerungen. „Kannst du mir meine Abigail wiedergeben, mein Weib, das schönste und süßeste Geschöpf, das über die Erde gegangen ist?“ „Der schlechtesten eins!“ höhnte der Teufel mit einer freudigen Grimasse. Ich sah ihm scharf in die schadenfrohen Augen. „Laß sie ruhen unter den Zypressen am blauen Meer!“ grinste er, „ruhen bei ihrer Sünde!“ Da ihm mein Auge standhielt, schüttelte er sich und wurde still. Ich warf den Blick auf den hinkenden Fuß. Nein, die mich gesehen haben in der Frische, im Glück, im Stolz meiner gewaltigen Manneskraft, sollen mich jetzt nicht bemitleiden, daß ich ein Krüppel bin. Becher, die ich, ein Übersatter, von mir geschleudert habe, will ich nicht wieder aufheben. Das wilde Herz hat sich gebändigt, es ist mit der Weltlust vorbei. —

Nur jetzt, da der goldene Herbstsonnenstrahl auf den Gipfeln der Berge ruht, wird mir die Seele wieder unruhvoll und quälisch. Sie wit-

tert und spürt, wie hinter all dem Scheinen und Glänzen, hinter dem Ruhem und seligen Frieden, hinter dem wonnig verklärten, großen Jahresfeierabend der Natur der Winter, der weiße Alpenwinter, die ehrne Erbarmungslosigkeit, das unbegreiflich tiefe Schweigen lauert, das wie Gift am Mark des Lebens zehrt. Vor der großen, langen Stille, die nun kommen wird, fürchtet sich das feige Herz.

Wie siege ich über die seelenmörderische Einsamkeit, die sich vom Herbst zum Frühling dehnt? Wie schlage ich mich durch das Schneeschweigen, daß es mich nicht erwürgt? Das ist die Frage.

In den Wintern, die ich bereits auf dem Berg verlebte, habe ich mancherlei Meteorologisches geklügelt, mancherlei Beiträge zur Witterungskunde verfaßt. Ich reichte sie jedesmal der Meteorologischen Landesanstalt in St. Jakob ein, jedesmal wurden sie gedruckt, von ein paar Fachgelehrten belobt, darauf in die abgründigen Schränke der Bibliotheken begraben. Das hält nicht mehr vor. Mäusezähmen wäre dankbarer. Ich habe aber für den Winter, der jetzt im Anrücken ist, einen Plan, der sich mir je länger desto stärker, ja mit einem dämonischen Reiz in die Sinne schmeichelt. Um nicht tollwütig zu werden oder umzukommen in der großen Winterkirchhofruhe meines Gipfels, will ich die Geschichte meines Lebens, eine Selbstrückschau schreiben, wie ich von Vater und Mutter her, durch Kraft und Unkraft, Drang und Zwang, aus einem stillen Heimatsohn ein abenteuernder Ruheloser wie Alhasver und der menschenfremde Einsiedler auf hoher Warte geworden bin.

Ob ich mir aber die Kunst zutrauen darf, ein Buch zu schreiben? — Warum nicht! Ich habe etwas zu sagen, das ist das Wesentliche. Wem? Mir selbst! Rechenschaft will ich mir geben, aber euch keine Rechenschaft, ihr Menschen der Tiefe. Glaubt von mir, was ihr wollt! Die Bauern und Alpler, die um den Feuerstein wohnen, nennen mich schlechtweg den „Mexikaner“. Und doch merken sie unter der leichten Oberfläche, die sich in den Jahren des Weltlebens über mein Wesen und Haben gelegt hat, den ehemaligen Einheimischen, das Blut von ihrem Blut. Darauf erfinden und bauen sie ihre Legenden. Jedem, der es hören will, erzählen sie, daß ich auf meinem einsamen Posten über Welt und Wolken als ein Neuevoller für eine Tat des Jähzorns büße, die zu strafen der Arm der menschlichen Gerechtigkeit zu kurz gewesen sei. Ich sei, sagen sie, ein

Unglüdlicher aus dem Gebirge, der in jungen Jahren eines Mädchens wegen auf dem Dorftanz einen hoffnungsvollen Nachbarssohn erstochen habe, vor dem Gericht über das Meer entflohen und nach vielen Jahren unter einem fremden Namen wieder in die Heimat zurückgekehrt sei.

Ich weiß nichts von dieser Geschichte, nichts von Mord und Goldgräberei, richtig ist nur, daß ich ein Einheimischer bin, mein Name Leo Qui-
fort ein jenseits des Meeres angenommener ist; ich mag aber den Blutschein, mit dem mich die Gerüchte des Volkes umgeben, nicht zerstören, er hütet das Geheimnis meines eigenen Lebens, das ich bei einem heiligen Eide vielleicht mit mir begraben muß, damit ich am Auferstehungstag nicht vor einer reinen Toten wie ein Lügner und Lump erscheine.

Klebt kein Blut an meinen Händen, so brennen mich doch Wunden und Narben in den Träumen der Nacht. Aus überschäumenden Schalen der Jugend und des Lebens habe ich getrunken, und unter den hohen und tiefen Rätseln des Da-
seins hat mich keins so lang, so stark gefesselt wie der Wunder wunderbarstes: Weibesliebe! Ich bin mit Männern immer rasch fertig geworden, mit Frauen nie. Ich habe geirrt und gelitten, sonst wäre ich nicht der Sturmvogel, der Abenteurer geworden, der selbst den ehrlichen Namen seines Vaters verloren hat. Am meisten haben die gelitten, die mich liebten — Duglore und Abigail! Ich fürchte, daß die Hand, die unzähligemal den Wettern des Himmels getroht hat, zittern und sich scheuen wird, die dunkelsten Blätter meines Lebens zu schreiben. Und doch ist das Kapitel Liebe noch nicht zu Ende. —

Für meine reinstre, meine letzte Liebe bin ich in die Selbstverbannung gegangen, zu Berg gestiegen und Wetterwart geworden aus eigener Wahl. Wenn ich an dich, Gottlobe, denke, dann spüre ich wohl, daß ich, trotz dem ergrauenden Schnurrbart noch kein Greis bin, sondern ein feuriges Herz habe, das noch vor Liebe überwallen kann wie in Jugendtagen, und es sind nicht die Jahre, es ist der Eindruck des vielen Erlebens, was mich manchmal mit dem Gefühl überschleicht, als sei ich ein alter Mann.

Mit röchelnder Brust, mit zersplittertem Fuß haben mich die Alpler im Sommer vor sieben Jahren im Gebirge aufgelesen. Auf meinem langen Schmerzenslager im Haus des Bauern Melchi Hangsteiner in Selmatt wütete ich vor

Leibesqualen und vor dem Gedanken, daß ich nun ein Krüppel sei und bleibe, still verbissen in mich hinein. Da wurde Gottlobe, die scheue, liebliche Dreizehnjährige meine Gespielin. Mit herzergreifendem Augenaufschlag und einem verwirrten Lächeln legte das Bergkind die Heckenrosen wie ansprechende Liebe auf mein Bett. Ich hielt die zage, braune Kinderhand, die sie mir zögernd gereicht hatte und las mit durstiger Seele in ihren dunkeln Augen und feinen Zügen. „Ja! — ja! — sie ist's“ rief es heilig in meiner Seele, und die Augen gingen mir über. Sie erschrak vor der Heftigkeit meines Gefühls, und dann wich die Scheu doch vor dem fremden, schwerfranken Mann, wie in sanftem Spiel und stummem Suchen erwachte in den warmen Augen Gottlobes das Vertrauen zu mir und ging wie eine Blume im Sommermorgenstrahle auf. Unter den Blicken und dem ernstlieblichen Plaudern der Gespielin erloschen die grimmigen Schmerzen, meine zerrissene Seele wurde still wie ein Kind lächeln und der aus Elend und Abgrund Gese-
sende selber ein gütiges, harmloses, gegen Gott dankbares Kind.

Vom Leben will ich nun nichts mehr als das Glück meiner Gottlobe!

Es war wohl auch Weltmüdigkeit, vornehmlich aber quellendes Dankgefühl gegen den Himmel, der mir diese letzte Liebe beschied, daß ich mich an die Stelle des ersten Wetterwarts auf dem Feuerstein zu treten entschloß, der in einem furchtbaren Gewitter vom Blitz erschlagen worden war. Dann und wann kommt Gottlobe einmal zu Berg und besucht ihren väterlichen Freund. Nur zwei Sommer kam sie nicht. Da hatte sie Hangsteiner auf mein Drängen aus der Selmatte Tannenheimat nach St. Jakob in die Stadt gegeben, damit das herbe Kind etwas sehe und lerne von der Menschenwelt. Lieblicher, doch bergfrisch kehrte sie wieder, eine Blume wie Enzian. Jetzt ist sie zwanzig. Aus den dunkeln Augen unter den langen Wimpern bricht das Strahlenfeuer einer leichtbeweglichen und vornehmen Seele. Vom groben Bauernkloß Hangsteiner ist nichts an ihr, aber unendlich viel von ihrer feinen Mutter Duglore.

Gottlobe, Kind, ich möchte dich sehen! Gewiß bereitest du mir die Freude, daß du in den letzten Tagen des Herbstes mit deinem leichten, schwebenden Gang herauf in das Observatorium gestiegen kommst. Dein Lachen und das helle Lied deiner Jugend werden durch meine Klausen

dahinläuten. Wir werden plaudern wie einst. Und wenn du wieder gegangen bist, will ich den Winter nicht fürchten; wie ein Mann will ich gegen die Geister der Einsamkeit streiten, still warten, bis der Lenz mit Blumen und Vogelschlag wieder auf meine Zinne klimmt, und das Buch meines Lebens schreiben.

Der junge Lehrer von Selmatt wird Gottlobe zu mir herauftführen. Hans Stünzi! Ja, das ist auch ein prächtiger Bursche.

*

Vor Begierde nach den beiden lieben Menschenkindern bin ich von meiner Hütte, die an die Felswand lehnt und halb darein gebaut ist, durch die unterirdische Treppe, die ins Windmesserhäuschen auf dem Gipfel führt, ins Freie gestiegen. Wie die Säule von Theben klang die Eisenpyramide des trigonometrischen Signals auf der Spize im Nachtwind. Abgewendet von der großen, freien Welt, die sich am Tag mit Hügeln, See, Fruchtlandschaften, Dörfern und Flecken bis in die letzte Bläue des nördlichen Himmelskreises dehnt, in der Nacht mit Myriaden irdischer Sterne wie mit einem Lichterteppich beglänzt, habe ich vom Feuerstein in das finstere Tal zwischen den Bergen geschaut. Drei, vier Lichttupfen im dunkeln Grund. Das ist Selmatt!

Drei Stunden wäre es bei gutem Wetter und heißen Füßen in die Bergspalte hinabzusteigen. Was kümmert's mich? Ich steige nicht hinab, ich lebe, ich sterbe auf dem Berg; ob mich dann die Alpler hinuntertragen oder mir ein Grab in die Felsen des Feuersteins wühlen, das ist mir gleichviel. In jenen fernen Zeiten, da das Volk die Götter noch mit Opferflammen ehrte, war mein Gipfel ein heiliger Berg, auf dem seine Priester die Lohnen der Anbetung entfachten. Darum heißt er der Feuerstein. In tausend Jahren wird er nicht so unheilig geworden sein, daß man mich nicht darauf begraben könnte.

Von Selmatt steigen weggewohnte Leute wie der junge Lehrer und meine Gottlobe in vier Stunden leicht auf den Berg.

Hans Stünzi ist ein wirklich gescheiter junger Mann, eine schwungvolle Natur, ein Mensch mit Plänen und Entwürfen, den nur die Bescheidenheit seiner Stellung und Armut lähmend hindert, an den großen Webstuhl des Lebens zu treten. Er verwaltet neben seinem Lehrerberuf die Post und den Telegraphen von Selmatt, er ist der Talwart des Bergobservatoriums und mein Pro-

viantmeister, neben Gottlobe die einzige Seele, die sich treu und herzlich um mich sorgt und mir ganz ergeben ist. Als im Winter vor zwei Jahren die Lawinen den Draht zwischen Selmatt und mir gebrochen hatten, wer kämpfte sich schon nach ein paar Tagen unter Lebensgefahr und übermenschlicher Anstrengung zu dem Gott- und Menschenverlassenen auf die sturmumheulste Spize? Mein junger Held, mein Hans Stünzi. Er brachte mir den Neujahrsgruß Gottlobes und Kunde der Welt, Briefe und Zeitungen. Die unerwartete Freude! Vergessen werde ich's ihm nie.

Hans Stünzi ist recht drollig. Die kraftvollen Augen fragen: „Was sind Sie für ein merkwürdiger Mann, daß Sie Nachrichten aus den fernsten Ländern und in den fremdesten Sprachen erhalten?“ Sein Mund aber wagt die Frage nicht. Seine Bescheidenheit ist so groß wie sein Mut; auch weiß ich aus den Erzählungen Gottlobes, daß er stets bereit ist, mich gegen jenen blutrünstigen Verdacht zu schützen, den die Einbildungskraft des Volkes um das Geheimnis meiner Vergangenheit spinnt. Das Rätsel, das über meiner Herkunft schwebt, beschäftigt zwar auch ihn; ich bin überzeugt, daß er heimlich unablässig forscht, wer ich sein möchte, aber ehrlich und in guten Treuen, und an die Kannegieereien der Bauern glaubt er mit seinem vorsichtigen Verstande nicht. Und wie hübsch! Trotz des Kopfzerbrechens, das ich ihm bereite, würde er für mich jederzeit durch das Feuer und die Lawinen gehen. „Herr Leo Quifort!“ Nie spricht er meinen Namen, ohne daß ein Freudenschein über sein aufgewecktes Gesicht leuchtete!

Mein lieber neugieriger Hans Stünzi, Lehrer von Selmatt, Taltelegraphist der meteorologischen Station auf dem Feuerstein! Du könntest von deinem Schulhäuschen nur in das Haus hinzugehen, in dem Gottlobe wohnt. Und Melchior Hangsteiner, der Bauer, könnte dir wohl sagen, wer ich bin; aber der in Einfalt starke Mann wird schweigen wie die Felsen der Berge, er wird sich eher das Dach über dem Kopf zusammenbrennen lassen, als daß er Verrat an dem beginne, was der Friede seines Lebens ist. Auch ich muß um Melchi Hangsteiners willen schweigen. Ich liebe ihn nicht, ich hasse ihn, aber ich habe es seinem nun verstorbenen Weibe, der schmerzenreichen Mutter Gottlobes, mit einem heiligen Eide zugeschworen, daß ich keine Verwirrung unter sein Dach tragen und ihn nicht ins Unglück stürzen werde. Es gibt nur zwei Möglich-

RS. Gluß: „Um Räbenfe“



keiten, daß die Blätter der Beichte, die ich jetzt schreiben will, mich überdauern und vielleicht dir, Hans Stünzi, einmal das Rätsel lösen, das um mich spinnt. Die eine Möglichkeit ist die, daß Melchi Hangsteiner vor mir stirbt. Dann werde ich frei sprechen dürfen; aber gottlos wäre es, wenn ich ihm deswegen einen früheren Tod als mir selber wünschte. Die andere Möglichkeit ist die, daß ich die versiegelten Blätter in gerichtliche Verwahrung gebe und verfüge, daß sie dir überreicht werden, wenn wir beide, Hangsteiner und ich, das Zeitliche gesegnet haben. Dir möchte ich mein Leben bekennen.

Nein — über das Schicksal der Blätter kann ich erst entscheiden, wenn sie vollendet vor mir liegen. Schreiben, schreiben! Das ist jetzt der große Drang. Doch geht schon Mitternacht auf leisen Zehen über die Berge, über ihnen ist der Wunderblütenbaum der Sterne am stillen Himmel in Prächtien aufgegangen, und ich mag die Toten jetzt nicht aus den Gräbern rufen, dich nicht, Mutter, und dich nicht, Vater, das arme Duglörle nicht und die schöne Abigail nicht, die Märchengestalt meines Lebens, die unter Pinien am Meerstrand schläft! Ruht, ihr Toten, ruht, ihr Lebendigen!

Allem, was atmet und lebt, meinem Herzblatt Gottloben voran, wünscht einen schönen Traum Jost Wildi, der Wetterwart.

„Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt!“

2.

„Zum Sehen geboren!“ Ich bin ein Maienkind und sah zuerst die Felsen des Feuersteins, wie sie sich im jungen Taglicht röteten. Als kleiner Bube wünschte ich oft ungeduldig, die Sonne möchte etwas rascher vom Felshochgewände ins Tal herniedersteigen und mir die vom Tau der Wiesen geneckten, kalten Füße erwärmen.

Meine Heimat — ich entschleiere die Hälfte meines Lebensgeheimnisses — ist Selmatt, ich bin ein Kind des Dörfchens im tiefen Grund. Freilich die Häuser, die jetzt am Abend einen Haaden des Lichts aus ihren Fenstern empor zum Feuerstein spinnen, sind nicht die Stätten meiner Jugend. Das größere, alte Selmatt, das meine Knaben- und Jünglingsjahre behütete, ist schrecklich vergangen. Sonst wäre ich weder der Abenteurer noch der Wetterwart und in der Heimat

nicht so fremd geworden, daß nur noch einer, eben Melchi Hangsteiner, weiß, wer ich wirklich bin.

Also nicht Leo Quifort. Das ist eine mexikanische Unterlegung. Ich bin Jost Wildi, der Sohn des Bauers und Schieferfertahändlers Klaus Wildi und seiner Ehefrau Ottilie Rheinberger von Selmatt.

Obgleich das Selmatte Tal nur durch die Schroffen und Gewilde, die Zinken und Zacken des Feuersteingebirges von der üppigen und menschenreichen Welt der Hügel und Seelände getrennt ist, liegt es so verloren wie eines in den Bergen. Eine halbe Tagereise windet sich sein Eingang um die Ausläufer des Feuersteins, und schlecht und holprig steigt der Weg die letzten paar Stunden der Selach, dem brausenden Bergstrom, entlang. In seinem Hintergrund, wo die milchweißen Bäche einander Grüggott, die Füchse des Tales und die Gemsen der Berge einander Lebewohl sagen, lag mit fastgrünem Wiesenplan das Dorf Selmatt mit breiten steinbeschwertem, von Sonne und Luft braungeengten Schindeldächern, und daraus erhob sich weiß und schlank der rotbehelmte Turm der Kirche.

Mein Vaterhaus, das auf den Dorfplatz, die Kirche, den efeuumrankten Pfarrhof und den dahinter sich türmenden Alpenwald in die Sonne schaute, war eins der ältesten und schönsten Holzhäuser im Tal: Alm Balken, der das Bordach stützte, stand wohl zweihundertjährig die Inschrift:

„Dieses Haus gehört jetzt mein,
Bald wird es einem andern sein,
Meine Wohnung ist dann der Totensarg,
Drum sei mit deiner Liebe ja nicht karg.“

Es muß also unter meinen Vorfahren einen gemütstiefen, das Leben ernst überdenkenden Mann gegeben haben. Die ältesten Erinnerungen unseres Geschlechts aber hängen mit dem malerischen, mächtigen Ahorn zusammen, der halb noch grünend, halb schon gestorben vor unserem Haus auf dem Dorfplatz stand und dem die Überlieferung des Volkes ein Alter von über tausend Jahren gab.

„In jener fernen Zeit, als auch die Männer noch Weiberröcke trugen,“ erzählt Kaspar Imobersteg, der ehrbare Schulmeister des Dorfes, „und der christliche Glaube noch nicht durch die heilige Reformation gereinigt war, gab es auf den Hochgeländen und in den Höhlen des Feuersteins noch die Wildleute.“

Sie waren ein jähblütiges, aber schönes und gelenkiges Geschlecht. Die Männer groß und

kräftig, die Frauen schlank, fein und zierlich, nicht viel größer als Kinder, dabei so scheu und flüchtig, daß sie selten ein Mensch zu Gesicht bekam. In der Angelegenheit des Glaubens aber waren die Wildleute verstockte Heiden, die um Johanni ihren Göttern große Feuer und Feste auf dem Feuerstein bereiteten. Zum Ende der Feier kamen sie, die Männer in roten, die Frauen in weißen Röcken, die sie sonst nicht trugen, unter Dudelsackmusik, Pfeifenschall und Trommelschlag zu Tal und tanzten von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang unter dem Dorfahorn von Selmatt. Zu dieser Freinacht, während der in Selmatt keine Glocke geläutet werden durfte, hatten sie sich das Recht in einer großen Sterbezeit erworben, in der sie den Talleuten verrieten, daß Bibernellkraut gegen den schwarzen Tod helfe. Da Gott aber keine Freude an dem heidnischen Leben hatte, strafte er das Wildvolk damit, daß er den Männern nicht mehr genug zarter Frauen wachsen ließ.

War nun ein junger, schöner Wildmann, namens Wildiwäldi. Der hatte kein Mädchen mehr zum Tanz unter dem Ahorn gefunden. Trauernd schloß er den Zug derer, die im Sonnenaufgang vom Dorf auf die Berge stiegen. Wildiwäldi rief da ein Selmatter Mädchen, das vor den andern Dorfbewohnern aufgestanden war, durchs Fenster, „wolltest du mein Wildiwäldi sein, ich tanzte mit dir all' Tag!“ Da ließ Wildiwäldi den Zug, ging zu dem Mädchen, und weil es, obwohl keine Wildfrau, ein liebes und feines Wesen war, so blieb er im Dorf, und als das Mädchen schon ein hochbetagtes Mütterchen geworden war, sagte sie, es gebe auf der Welt doch nichts so Liebes wie einen Wildiwäldimann. Von ihm kommen die Wildi.“

Soweit berichtete Kaspar Imobersteg, der Schulmeister. Was er mir nicht erzählte, wußte ich sonst, nämlich, daß die, welche von den Wildleuten stammten, unter dem Volk der Berge als ein besonders warmblütiger, lebhafter und aufgeweckter Schlag Menschen galten, die leichter wie andere bei Mädchen Erhörung und Liebe fänden, und solange ich denken kann, war ich erfüllt vom heimlichen Stolz, ein Nachfahre Wildiwäldis zu sein.

In den Aldern meines Vaters aber floß das Blut unseres Geschlechtes nur verhalten und gedämpft. Es hatte schon vergoren, als ich ihn, vielleicht im dritten Jahr meines Lebens, kennengelernt; ich habe ihn, der in seiner Jugend einer

der wildesten Tänzer im Gebirge gewesen sein soll, nur als einen stillmürrischen, ja gegen mich fast überstrengen Mann im Gedächtnis, der den Tagen seines freudlosen Hinspinnens, die Sorge um Geld und Erwerb, nur selten durch eine milde oder fröhliche Regung unterbrach. Deswegen freute ich mich, daß er über Winter als fahrender Händler von mir und der Mutter abwesend war.

Tafeln und Griffel aus dem Selmatter Schieferbergwerk waren damals in der weiten Welt bekannt. Als „Griffelstrich“, wie man das von Eltern und Voreltern überkommene Wandergebiet eines Selmatter Händlers nannte, besaß der Vater den Rhein bis ans deutsche Meer, kaum war das kurze, goldene Korn der Bergäcker geschnitten, getrocknet und eingebbracht, so kam Leben und Bewegung in das Schiefergeschäft, wurden die Tafel- und Griffelballen auf Pferden nach Zweibrücken, am Ende des Selmatter Tals gesäumt, wo die Selach in den größeren Bergstrom der Balgenach mündet. Mit einer stillen Umständlichkeit rüstete sich der Vater auf die winterlange Wanderschaft, und einige Tage vor der Abreise erweichte sich sein herbes Wesen, gab er der Mutter und mir etwa ein gutes Wort, das aus dem harten Munde unendlich wohl tat. Ein Kleid aus starkem, grobem, braunem Bergtuch, ein runder Filz mit langen, glatten, glänzenden Haaren, ein rotes Halstuch und mit mächtigen Nägeln verschene Stiefel bildeten seine dauerhafte Ausrüstung. Dazu gesellten sich der derbe, an der Spitze mit Eisen beschlagene Knotenstock und der mit Murmeltierfell überzogene Sack, der am Leibgurt angeschnallt war. Sein scheinbar gemessener Bergschritt war aber so ausgiebig, daß ich als Junge stets etwas eilen und springen mußte, um an seiner Seite zu bleiben, wenn ich ihn bis nach Zweibrücken begleiten durfte. Das kam in meiner Jugend ein paarmal vor.

Von seinen Geschäften sprach der Vater nicht mit mir. Ich sollte kein Verlangen nach Bildern der Welt bekommen. Dagegen sagte er wohl etwa: „Du wirst es einmal schöner und besser haben als ich. Du wirst dein Leben lang als Bauer im Selmatter Tal wohnen können.“

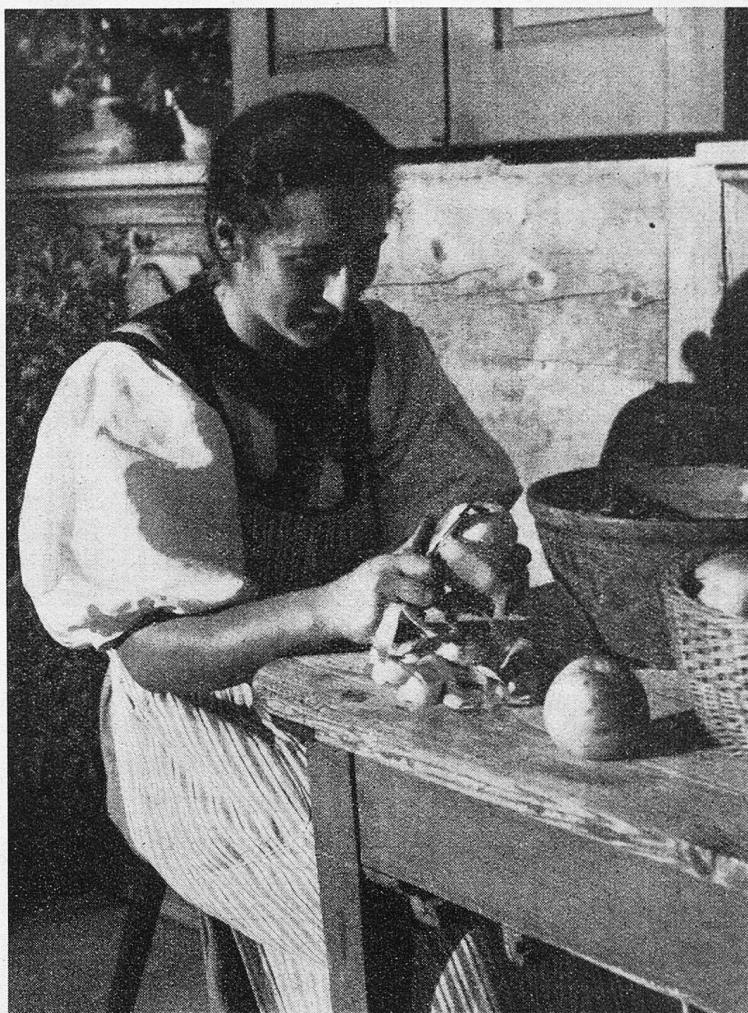
In Zweibrücken war Einkehr und Nachtquartier. Noch im Sternenschein am Morgen begab sich der Vater mit mir an die Balgenach, an deren Ufer die Selmatter Schieferwaren aufgestapelt lagen und die langen, schmalen Lastboote angebunden waren, die unter den Tafelbeigen und

Griffelballen fast in der brodelnden Strömung versanken. Es waren stets neugezimmerte Kähne, denn die, die einmal ins Niederland gefahren waren, wurden nicht wieder ins Hochland gebracht, sondern in Köln oder einer anderen Stadt, wo sie eben der Fracht ledig wurden, an die Schiffer verkauft.

Der Vater ergriff mit seiner knochigen Rechten meine Hand so fest, daß ich, wäre nicht die Scham gewesen, hätte auffschreien mögen. „Jost, Jost, vergiß das Beten nicht. Grüße die Mutter und folge ihr. Tue recht, sonst — wenn ich zu Ostern wieder komme.“ Eine nachdrücklich drohende Gebärde unterbrach seine Rede. „Und bleib gesund, Jost!“ Unter den scharf vorgestellten Wimpern hervor umklammerten mich seine Blicke wie Zangen. Nach dem mehr eindringlichen als zärtlichen Abschied sprang er in eins der Boote; von den Schiffsknechten gelöst, wogten sie in die Strömung. Als ob er von der Heimat in stummem Gebet Abschied nehme, stand mein Vater mit gezogenem Hut, das nackte, braune Gesicht gegen die Selmatte Berge gewendet; über den mit raschen Wellen wanderten Schiffen glühten die fernen Schneefelder und Firne im Frührot; ich aber blieb und sah den Davongleitenden in einer Stimmung nach, die mir beinahe die Tränen ins Auge drängte.

Ich wäre ums Leben gern wie der Vater Tafel- und Griffelhändler geworden, aber nicht einmal bis Gauenburg, der kleinen Hauptstadt unseres Ländchens, die zwei Stunden vorderhalb Zweibrücken gegen die Ebene hinaus gelegen ist, nahm er mich mit. Ich wagte es auch nicht, ihn darum zu bitten.

In fernen Rheinlanden hat der Vater in jungen Jahren meine Mutter, Ottolie Rheinsberger, die Tochter schlichter Bauersleute, bei denen er Quartier zu nehmen pflegte, kennengelernt. In den harten Bauernschädeln seiner Eltern aber saß der Glaube, ein Selmatte könne nur mit einer Selmatterin ein wahres Eheglück begründen, und sie wollten von der fremden Verlobten des Sohnes nichts wissen. Der überschäumende Kraftmensch aber geriet über die Halsstarrigkeit



Mädchen in der Emmentaler Werktagstracht.

Phot. W. Escher.

der Eltern in eine Wut, daß ihm Schulmeister Kaspar das Gewehr gewaltsam entreißen mußte, mit dem er seinem Leben ein Ende bereiten wollte. Mit den Eltern jäh brechend, führte der Vater seine Braut als Weib nach Selmatte.

Nun war meine Mutter eine sehr anmutige junge Frau, aber im Dorfe verstand ihre fremdartige Sprache außer meinem Vater niemand; sie selber lernte Selmatte Deutsch nur radebrechen, und in den Bergen verlor ihr helles, liebes Lachen, das ihr zuerst doch die Herzen gewonnen hatte, seinen silbernen Ton. Die Trennung von der Heimat und den Uthrigen, der Tod der Eltern, die sie nicht mehr gesehen hatte, gingen ihr nahe, die himmelhohen Bergwände, das wilde Rauschen der Wasser, die schwerblütige knorrige Art des Selmatte Volkes bedrängten die an hellere Lebendstöne gewöhnte Seele, das junge Weib, das dem Vater mit viel guten Vorsätzen, mit Vertrauen und fröhlichem Mut in die harten, star-

ren Berge gefolgt war, fand sich auf die Dauer in Selmatt nicht zurecht; sie war unter den Dörflern, die ihr nicht feindselig, aber verständnislos begegneten, die „Fremd“, ein verirrtes Kind, ein aus dem Nest gefallener Vogel. „Ich kann anfangen, was ich will, so ist's nach der Meinung der Selmatte nicht recht,“ lächelte die Mutter, dabei aber traten ihr die Tränen in die warmen Augen.

Um meistens litt sie unter dem sonnenlosen Winter des Gebirgstales. Von Martini bis zur Lichtmeß verlor das wärmende Gestirn die Kraft, sich über die Gräte der Berge emporzuschwingen. Gelang es ihm zum erstenmal wieder, dann blickte die Sonne um elf Uhr vormittags durch das „Lichtmeßloch“, ein großes, von der Natur selbst hoch über dem Alpenwald in die Mauern der Berge gesprengtes Felsentor, gerade auf Helm und Turm der Selmatte Kirche. Sobald der kupferne Knopf der Turmspitze zu funkeln begann, rannten wir Jugend das Dorf entlang und riefen aus vollen Hälften: „Lichtmeß, Lichtmeß — die Sonne ist da!“ Und die Dörfler öffneten die Truhen und Banktöre und schenkten uns für die Freudenbotschaft ein paar Handvoll dürres Obst.

Dann war kein Weib so glücklich wie meine Mutter. Mit einem Lächeln des Erstaunens versetzte sie: „Es gibt also wirklich und wahrhaftig noch die liebe Sonne in diesem Tal! Oh, dafür sei Gott gedankt!“ Sie erhob ihre kräftige, mittelgroße, hübsch gerundete Gestalt vom Sitz beim Spinnrad, trat an die niederen Stubenfenster, sah selber nach dem lichten Wunder an der Kirchturmspitze und streckte, wenn das Sonnenbündel in unsere Stube drang, die Hände in den golden erzitternden Strahl, als ob sie sich wärmen wolle. Ich verschlang ihr anmutiges Gesicht, in dem blühendes Wangenrot und ein feiner Zug heimlicher Schmerzen ernst und lieblich zusammen spielten.

Ihre heimlichen Leiden verbarg die Mutter vor mir und den Menschen in einer stillen Art, die ihr wohlgefällig stand; ich aber war ein törichter Junge. „Trost,“ bat sie, „so sprich doch wieder einmal ein rheinländisches Wort! Du hast es als kleiner Knirps so hübsch geredet.“ Weiß Gott aus welchem Bubeneigeninn versagte ich ihr wider spenstig und hartnäckig die kleine Freude und ließ mich durch ihren schmerzlich enttäuschten Blick nicht röhren. Wenn sie aber am Spinnrad selbst vergessen und mit verklärten Augen von ihrer

Jugendheimat erzählte, dann saß ich, still hor chend, stundenlang vor ihr auf dem Schemel.

„Auf einem Felsen über dem Rhein steht bei der Kirche Lindumshattet das spitzgiebelige Haus, in dem meine Eltern wohnten. Darauf hat der Storch sein Nest gebaut. Mit langgestreckten Beinen, einen Frosch im Schnabel, fliegt er über den Strom daher und füttert die Jungen. Vor dem Hause ist eine Laube, die im Herbst voll golden angelaufener Trauben hängt. Da saß ich mit meinen Schwestern stets am liebsten, da blickt es sich am schönsten auf den Strom. Auf dem Rhein ziehen mit lustigen, bunten Wimpeln die Schiffe, die großen und die kleinen, und Nachen wie Schwäne einher, und sonntäglich gekleidete Menschen grüßen und singen ihre Lieder, von Ufer zu Ufer widerhallen Sang und Klang.“ So plauderte die Mutter.

Aus ihren Erzählungen erbauten sich die duf tigen Bilder der Ferne, die mir der Vater vorent hielt, und kreuzten sich mit seinen Plänen und füllten den Kopf des zum Bauern und Alpler be stimmten Jungen mit wunderlichem Fremdweh und Weltdrang.

Die Mutter aber fühlte sich in Selmatt un glücklich, die Sonnenhaftigkeit ihres Wesens wich einer stillen klaglosen Ergebung, ihre volle Ge stalt geriet schon früh in Zerfall, das schwere licht braune Haar verlor die üppige Fülle, und ein müder, trauriger Zug nistete sich in das blühende Oval ihres Gesichtes. Verärgert und verbittert darüber, daß die harte Wirklichkeit des Lebens die redlichen Absichten seiner stürmischen Freiers zeit, den aufregenden Kampf mit seinen Eltern ins Unrecht setzte, verknorrte sich das Gemüt meines Vaters, er wurde ein Rauz, dem es ge legentlich auf eine Ungerechtigkeit gegen mich oder die Mutter nicht ankam. Er verstand es nicht, sie durch Liebe und Güte heiterer zu stimmen, nur einmal im Jahr bereitete er ihr eine Herzfreude; das war, wenn er um die Osterzeit von seinem Handel heim nach Selmatt kehrte. Da brachte er ihr von den grüßenden Brüdern und Schwestern aus den Rheinlanden Blumensamen mit, und die Mutter schmeichelte den Töpfen auf den Fenster gesimsen und den Beeten des kleinen Hausga rten während des kurzen Gebirgssommers eine Pracht von Levkoien und Nelken, von Rosen und Primeln ab, ein holdes Geranke, welches das Herzenstrauerspiel der „Fremd“, das sich unter unserem Dache begab, ein wenig bedeckte.

Nach einem kurzen Aufleuchten der Wieder

sehensfreude fiel der Vater wieder in seine stille Mürrigkeit; ehe er aber die Bauernarbeit aufnahm, horchte er nach der Heimkehr das Dorf dahin aus, ob nicht durch Todesfall, Erbteilung oder andere Umstände ein wohlgelegenes Ackerchen, ein Stück Wiese oder Wald oder ein Alpanteil für den Verkauf feil geworden sei, und legte, wenn sich die Gelegenheit gab, die Ersparnisse seines Handels im Erwerb sonnig fruchtbaren Grundes und Bodens an, um den es im Selmatt-Tal etwas schmal bestellt war.

Als es ihm wieder einmal gelungen war, ein Bergäckerchen zu ergattern, fand im Gasthaus zur „Gemse“, dem einzigen in Selmatt, die Fertigung des Kaufes statt. Da der Wirt zugleich der Bäcker des Dorfes war, bei dem man, wenn die eigenen Vorräte nicht ausreichten, das Brot holte, so geriet ich mit Duglörli, dem Schulmeisters- und Nachbarskind, an diesem Tage auch in das Gasthaus. In guter Laune über den Kauf rief der Vater uns Kinder zu einem kleinen Besperimbiss an den Tisch. Duglörli und ich saßen nun mitten unter einer Gesellschaft Selmatter Bauern, die schwarze Zipfelmützen auf dem Kopf und qualmende Pfeifen im Mundwinkel hängen hatten und beim Freitrunkt, der den Abschluß des Kaufvertrags begleitete, sich lebhaft und angelegentlich über eine Menge Dinge des Dorflebens unterhielten.

„He, Klaus!“ hüstelte ein uns verwandter, alter Bauer meinem Vater etwas scheel zu, „was bist denn auf Land und Grund aus wie der Böse auf arme Seelen. Hätt' wohl ein anderer gern auch einmal ein Stück, kann's aber nicht erschwingen, weil du schon die Hand drauf hast!“

Der Vater zwinkerte mit den Augen überlegen. „Nun, Vettermann,“ antwortete er etwas pfiffig und spöttisch, „vor ein paar Jahren hätt' ich's noch nicht gesagt, aber jetzt, da ich für meine Pläne bald Land, Wunn und Weid genug habe, darf ich dir und den anderen mein Spiel schon aufdecken. Der Selmatte Tafel- und Griffelhandel geht zugrund! In andern Ländern sind auch große Schieferbrüche aufgeschlossen worden, und die fremden Händler brechen mir nichts, dir nichts in die Griffelstriche ein, die bisher allein uns Selmattern gehört haben. Die Wahrheit! Sie liefern zum gleichen Preis wie wir die feiner und gleichmäßiger geförnte Ware. Da fallen die ältesten, treuesten Kunden ab. In Münster im Westfalenland hab' ich gegen zweitausend unverkaufte Tafeln liegen. Ja, wenn es gelingen würde, im

Bergwerk Lager zu entdecken, wie wir sie früher besessen haben, da käm' man mit Übelleiden schon wieder gegen die fremden Händler auf, aber der feinere Selmatte Schiefer ist erschöpft, der Handel ein Bettelmannsgeschäft. Und nun, Vettermann, folgt die Auflösung des Knopfes, warum ich von etlichen Jahren her allerlei Land aufgekauft habe. Mein Bub und ich müssen doch noch etwas umzutreiben haben, wenn mit Tafeln und Griffeln gar nichts mehr zu errackern ist.“

Das wichtige Gesicht des Vaters blickte schlau und siegreich in den Kreis der Bauern, die ihm mit emporgereckten Hälzen zugehört hatten. In sichtlicher Bestürzung und mit offenen Mündern saßen sie einen Augenblick mausestill da; zuerst fand der Vater Duglörli, Schulmeister Kaspar, wieder das Wort. „Bist ja gar ein Schwarzmaier, Klaus,“ sagte er mit herzlichem Vorwurf, „Selmatte Tafeln und Griffel kann man doch brauchen, solange die Welt steht.“ Zuversichtlich klang aber sein Wort nicht, und etwas verkniffenen Blicks weidete sich der Vater an der Ratlosigkeit der Selmatte, die wohl spürten oder wußten, daß in seiner Ansicht über den Rückgang des Schieferhandels ein starkes Korn Wahrheit steckte.

Der alte Vettermann kratzte sich im Haar und hatte die Pfeife auf den Tisch gelegt. „Sapristi — sapristi,“ hob er an, „das wär' ja wie ein halbes Todesurteil für unser Dorf. Zweihundertvierzehn Köpfe sind wir in Selmatt, von Altern und Alpen können aber nicht ein halbes Hundert leben. Wenn's käm', wie Klaus sagt, helf' uns Gott. Ich möcht's aber nicht glauben!“ „Jeder kann davon halten, was er will,“ versetzte der Vater trocken. Nun begannen die anderen Bauern zu sprechen und ergingen sich in halben Befürchtungen. Da war aber ein frecher und verwilderter Bursche, der nicht zu der Gesellschaft gehörte, sondern, breit auf die Ellenbogen gestützt, vor einem Glas Enzianbranntwein an einem anderen Tisch der Wirtsstube saß. Der rief laut und grell in das wiederauflebende Gespräch: „Was kümmt ihr euch um die Äcker, ihr Selmatte! Nur hellauf! Einmal stürzt doch der Tafelberg auf eure Köpfe, dann habt ihre alle Grund und Boden genug!“ Er begleitete seine gottlose Rede mit einem wiehernden Lachen. „Was sagst?“ riefen die Bauern. Drohende Fäuste erhoben sich. Da trank er sein Glas aus und ging. „Oh, das ist nur der Lotterkunz, der niederrächtige Vagabund,“ versetzten einige, aber auf den Gesichtern der Bauern, die wie aus Stein gemeißelt waren,

blieb der freidebleiche Schrecken, und es wurde in der Stube so still, daß man hätte eine Fliege husten hören. Als aber die Bauern wieder zu sprechen anhoben, sagte der Gemeindeschreiber: „Es ist wohl nur der Lotterkunz, aber man sollte einmal in der Gemeindeversammlung darüber reden, ob der Tafelberg wirklich eine Gefahr für das Dorf ist. Das Gerücht munkelt sich nun doch einmal weit und breit herum.“ Der Bettermann versetzte mit frommem Augenaufschlag und Seufzer: „Ich mein', was heut gesprochen wird, das sollte uns alle mehr zum Kirchenbesuch anhalten. In Not und Gefahr kann Gott allein uns Selmattern helfen.“

„Schon recht,“ bemerkte mein Vater nachdenklich. „Gott ja — und gute Sperrhölzer! Scharfe Augen, was auf der Bodenalpe und im Bergwerk mit den Quellen und Wassern geht!“ Dazu nickten ein paar Bauern, der Gemsenwirt aber, der breit und behäbig bei den Gästen stand, lachte gezwungen: „Nu, das wird ja gut! Wir werden also in ein paar Jahren ein Schieferwerk haben, das den Bürgern keinen gemeinsamen Nutzen mehr abwirft, in das man aber immer wieder dickstämige Hölzer stellen und sperren muß, damit der Berg nur nicht aufs Dorf fällt.“ —

Die Bauern redeten endlos; neben Duglörli sitzend war ich ganz Auge und Ohr für ihr Gespräch. Da beachtete aber der Vater, daß ich noch da war; barsch versetzte er: „Was braucht ein

Bub länger, als nötig ist, im Wirtshaus zu bleiben und den Erwachsenen in den Mund zu spähen.“ Ich lief eilends aus der „Gemse“ auf den abendhellen Dorfweg, mit mir Duglörli. „Mein Gott, wie fürchte ich mich,“ flüsterte das Mädchen und seufzte so komisch wie eine Erwachsene. Ohne Abschied rannte es zu seiner Mutter.

Ich aber hing dem Gehörten nach. Ich wußte jetzt, warum mich der Vater nicht wollte Griffel- und Tafelhändler werden lassen, warum er mich zum Bauern bestimmt hatte, und daß er ein gescheiter Mann war; aber das trat zurück vor dem ungeheuren Gedanken, daß das Schieferwerk, der Tafelberg, eine beständige Gefahr für das Dorf Selmatt sei. Er trug etwas Neues, Fremdes, Großes, Schweres in meinen Jugendtag.

Er war wohl auch das tiefstgreifende Erlebnis meiner Kindheit. Nein, tiefer griff ein paar Jahre später der Tod der Mutter. Lebt ihre Seele irgendwo auf einem fernen, lichten Stern, dann mag ihr die schweigende Nacht meinen Gruß bringen: Mutter, liebe Mutter, wie gerne würde dein Bub jetzt rheinländisch mit dir sprechen. Und dein Vaterhaus am Rhein, liebe Mutter, habe ich gesehen.

Ich habe den Schieber des Fensters geöffnet. Der Nachtwind fährt mir durch die Haare. Ich aber wiege mich in das linde Gefühl, gesegnete Hände würden leise meinen Scheitel streifen. — Mutterhände.

(Fortsetzung folgt.)

Abend.

Der Abend senkt die Schwingen auf die Welt,
Ein Schwarm von Krähen pflügt das Dämmerzelt;
Er sucht im schwarzgetürmten Forst die Ruh.
Wo liegt, o Geist, dein Nest? Wo horfstest du?

Der Nachtwind saust von fernen Bergen her.
Es stockt der Fuß. Das Lid wird schlummerschwer.
Hoch ragt dein Haus; jedoch du bist nur Guest,
Bis du dir Glück und Grab erwandert hast.

Jakob Heß.

Das Emmental.

Eine Wanderung über die Höhenzüge des Emmentales gehört zu den schönsten Touren, die man sich denken kann. Unbehindert schweift das entzückte Auge des Wanderers von den silbergleißenden Zinnen und Zacken der nahen Berner Alpen bis zur sanftgeschwungenen Linie des Juras. Zu seinen Füßen breitet sich das tausendfach durchfurchte Hügelland des Emmentales mit all seinen stattlichen Dörfern, zerstreuten Einzelhöfen, saftigen Matten und ausgedehnten Weiden aus. Die vielen Tannenwälder verleihen der ganzen Landschaft ein ruhig-ernstes Gepräge.

Das Emmental ist durch die Bücher unseres großen Jeremias Gotthelf in weiter Welt bekannt geworden. Der Berner aus diesem Teile seines Heimatkantons besitzt mit Recht einen gefundenen Heimatstolz und eine tiefe Liebe zu seinem Geburtslande. Fremdländisches Getue, modische Sitten und Gebräuche lehnt er innerlich und äußerlich ab. Ihm genügt noch heute das halbleinene Gewand und der irdene Topf. Der Emmentaler ist kein Freund von Experimentieren und langem Herumsuchen. Was er als recht und gut erkannt hat, zu dem hält er, bis er sich